

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 186

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

(K)ein Kind von Eitelkeit

Die Ostschweizer Jazzszene scheint so lebendig wie nie zuvor.
Die Freude darüber ist berechtigt, hat aber auch ihre trügerischen Seiten.
Eine kulturpolitische Bestandesaufnahme.

von MICHAEL HASLER

Die Nacht vom 7. auf den 8. November war für den Ostschweizer Jazz eine magische. In der St.Galler Metropole mobilisierten die beiden regionalen Jazzmusiker Claude Diallo im Café Stickerei und Michael Neff mit Sängerin Marie Malou am Eröffnungsabend des neuen Gambrinus Jazzclubs in der Zirkulation stolze 500 Musikinteressierte. Vielleicht wichtiger: Beide Anlässe rekrutierten ein klassisches Ausgehpublikum, das sich altersmässig irgendwo um dreissig einpendelte und sich so durchmischt präsentierte, wie man sich dies als Musikveranstalter in St.Gallen nur wünschen mag.

Doch die Magie bleibt – bei aller Schönheit und aller Perfektion – am Ende doch immer nur eine Illusion. Was für die Zauberei gilt, gilt für den Jazz insbesondere. Das mag daran liegen, dass der Jazz in der Schweiz eine seltsame Rezeption hat. Ursprünglich wohl Ende des 19. Jahrhunderts im Süden der USA in Saloons und Honky Tonks oder auch als Shows (Vaudeville) entstanden, war diese Musik immer auch die politische Stimme einer multiethnischen Bevölkerung. Von jener Dringlichkeit und Unmittelbarkeit hat sich der Ostschweizer Jazz Lichtjahre entfernt. Wer regelmässig qualitativ ansprechende Konzerte besucht, tut es in aller Regel in subventionierten Räumen oder innerhalb subventionierter Konzertreihen. Anders als in Berlin, New York oder auch schon in Mailand, wo der Jazz an der Basis und praktisch unsubventioniert im Kulturmarkt bestehen muss, ist der Jazz in der Ostschweiz ein protektiertes Privileg privilegierter Organisatoren. Ob im Gambrinus Jazzclub, anlässlich von Kultur im Bahnhof, bei Konzerten im Jazzclub Lustenau, innerhalb der Jazzreihe jazz.now im Eisenwerk Frauenfeld, dem Konstanzer Jazzherbst, den Aktivitäten des Jazzclubs Rorschach, den Kon-

zerten des Jazz Clubs Linth oder auch den gross angelegten Jazzveranstaltungen in der St.Galler Tonhalle, immer entscheiden letztlich Sponsorenpaket sowie Beiträge von Stadt, Gemeinde oder Kanton über die Durchführbarkeit der Konzerte.

Hochkulturgut wider Willen

In den Kultur- und Stiftungsbudgets wird der Jazz oft allzu leichtfertig in den Hochkulturbetrieb eingeflochten. Besinnt man sich auf die politisch motivierte Kraft des Jazz und seinen Willen zum musikalischen Freigeist, ist das im Extremfall ähnlich unangebracht, wie Punkmusik in properen Hochkulturbetrieben zu installieren. Zugeben, das kann dem Jazz einerlei sein. Nur, wer regelmässig Konzerte besucht, tut dies vornehmlich umgeben von einem Publikum im Alterssegment Fünfzigplus. An sich ist das kein Problem, doch fehlte es in der Ostschweiz und namentlich in St.Gallen allzu lange an niederschweligen Kulturbeggnungsorten für Jazzmusiker, die über den Anlass hinaus einen bleibenden Einfluss auf die mit Kulturgelder zu vitalisierende Szene hätten. Während bis 2007 an der zuletzt wegen ihrer fehlenden Hochschulanbindung arg unter Druck geratenen Jazzschule St. Gallen jeweils fünf Berufslehrgänge geführt wurden, fehlte es über Jahre hinweg zu häufig an Werkplätzen für die heranreifenden Jazzzöglinge. Noch am ehesten funktionierte der Jazz in seiner ursprünglichsten Form ab dem September 1995 im Urgambrinus-Jazzclub an der Wassergasse mit den beiden Initianten Suzanne Bertényi und Hector «Gato» Zemma.

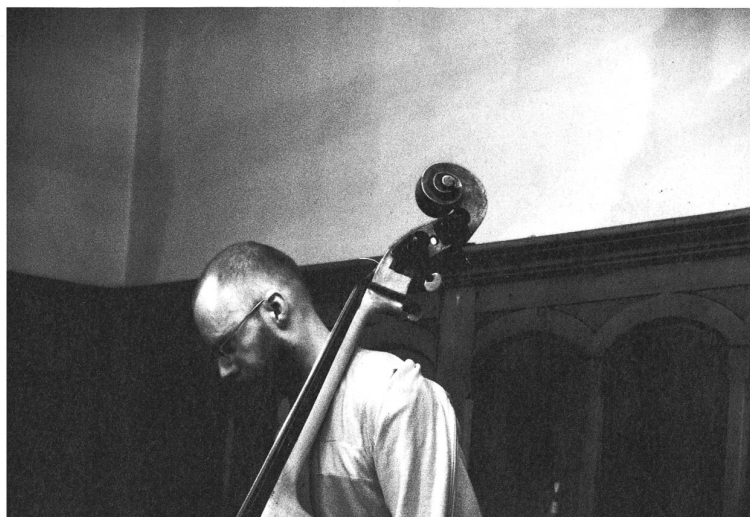
Doch mit dem Tod von Hector «Gato» Zemma zerfledderte der innenstädtische Jazzbetrieb zusehends, und als sich die Stadt vom moderaten Druck von Jazzinteressierten und Jazz-

engagierten mit der Verpflanzung des «Gambrinus» in die seit jeher konzeptionell einigermaßen verwahrloste Kastanienhofliegenschaft befreite, war zwar der kulturpolitische Druck gewichen, aber mit ihm auch das städtische Jazzleben. Trotz ideenreichem Programm und dem breit abgestützten und ebenso engagierten Gambrinus Jazzverein gelang es den Verantwortlichen nie, ein Crossoverpublikum an den Kastanienhof binden zu können.

Aber nicht nur die Stadt muss sich die Kritik gefallen lassen, den Jazz an einen offensichtlich suboptimalen Ort ausgelagert zu haben. Auch die Jazzschule liess in den letzten Jahren jene treibende Energie in der Führung und auch im Lehrkörper vermissen, die ein städtischer Jazzbetrieb eigentlich bräuchte. Zu selten suchte die Jazzschule etwa den Kontakt zum Verein Gambrinus, zu selten wurde der Lehrkörper (etwa in Abgrenzung zur Jazzschule Luzern) an der Basis als Initiant oder Förderer aktiv und zu sehr pflegte die Schule den internen Betrieb, anstatt etwa mit Workshop- oder auch den oft spannenden Diplomkonzerten den Kontakt zur Basis zu kitten.

Jazzclub ohne Jazzschule?

Mit dem Gambrinus Jazzclub entstand Anfang November im ehemaligen Mercanti an der Gartenstrasse unverhofft der erste Vollzeit-Jazzclubbetrieb. Erstmals seit dem Umzug in den Kastanienhof kehrt der Jazz – längst überdringlich – zurück in die Stadt. Jamsessions und ein offenes Programmierungsverständnis sollen den Club auch Mehrheiten zugänglich machen. Und in Abgrenzung zu praktisch allen anderen Jazzveranstaltern soll der Club vor allem auch die Musiker der Szene zusammenführen und so nachhaltig die kulturelle Landschaft beeinflussen.



Jalazz im Kastanienhof.



Bilder: D.-J. Stieger

Dass sich das Kultur-Bijou über einen prosperierenden Mittagsbetrieb den des Abends quersubventioniert, ist zwar löblich, beinhaltet aber auch die Gefahr, dass die Betreiber irgendwann müde werden.

Zudem spielt den Betreibern der Umstand entgegen, dass die Jazzschule wegen ihrer fehlenden Hochschulankennung nun bereits im zweiten Jahr keine Berufsklasse mehr führen wird. Die Zahl möglicher Jammusikerinnen oder auch Spontanengagierter könnte sich dadurch unmittelbar und längerfristig bedrohlich ausdünnen.

Stadt und Kanton tun bei beiden Themen das, was sie allzu gern tun: Sie applaudieren und bedauern aus der Ferne. Immerhin wird der Alleingang des Gambrinus Jazzvereins finanziell von Kanton und Stadt unterstützt, die jeweils 30'000 Franken für den Jahresbetrieb sprechen. Der Stadt war die Rückkehr des Jazz in die Cité zudem eine Anschubfinanzierung wert. Auch der Kanton könne sich gemäss Programmleiter Marc Jenny vorstellen, für den Aufbau des Gambrinus Jazzclubs zusätzliche Anschubfinanzen frei zu legen.

Musterbeispiel Frauenfeld

Schon für den bisherigen Betrieb im Kastanienhof waren die gesprochenen 60'000 Franken bei einem Gesamtbudget von 140'000 Franken realistisch betrachtet ein schlicht zu tiefer Betrag. Mit dem Ausbau des Programms auf künftig rund hundert Konzerte jährlich und der bewussten Einbindung von Szenenkonzerten über Jamssessions werden Stadt und Kanton ein klares Bekenntnis für einen nachhaltigen Jazzbetrieb in der Stadt über eine deutliche Erhöhung ihrer jeweiligen Beiträge sprechen müssen. Ansonsten bleibt der Gambrinus Jazzclub eine schöne Illusion, die dann verblassen wird, wenn die Involvierten den Gratisaufwand nicht mehr zu leisten vermögen.

Vielleicht das gelungenste Beispiel für eine nachhaltige Jazzförderung (im Gesamtpanoptikum der Ostschweizer Jazzszene) leistete der Kanton Thurgau beziehungsweise die Stadt Frauenfeld. 2002 initiierte die Thurgauer Kulturstiftung zusammen mit dem Verein Pro Eisenwerk Frauenfeld die Jazzreihe jazz:now. Für die Region Frauenfeld und darüber hinaus ergeben sich dadurch etwa acht Konzerte pro Sai-

son mit aktuellem Jazz und improvisierter Musik. 2009 wurde das Projekt nun vom Kanton abgekoppelt und in die betriebliche Freiheit entlassen. Weiterhin wird die jazz:now-Reihe von der Thurgauer Kulturstiftung mit jährlich 18'000 Franken unterstützt. Dazu kommen interne Quersubventionen des Vereins Pro Eisenwerk. Inklusive Eintrittsgeldern und Mitgliederbeiträgen agiert jazz:now mit einem Jahresbudget von rund 30'000 Franken.

Alle zwei Jahre findet in Frauenfeld zudem das «generations»-Jazzfestival statt, welches einerseits herausragende Konzerte garantiert, aber mit Workshops und Jamssessions auch die Jazzszene längerfristig fördert. Über eine Woche hinweg ist im Eisenwerk konzertanter Jazz zu hören, während in diversen Restaurants und Bars der Jazz ein wenig geübt, dafür äusserst zahlreiches Publikum mobilisieren kann. Doch nachhaltige Förderung hat ihren Preis: Fünf Prozent des gesamten Kulturbudgets fliessen in Frauenfeld in den Jazz.

Mut und Nachhaltigkeit

Frauenfeld und Initianten um den Gambrinus Jazzclub in St.Gallen machen vor, was der Ostschweizer Jazz nebst klug programmierten Konzerten braucht: Plattformen und Institutionen, die die zahlreich vorhandenen Musiker auch über die nahen Grenzen hinaus zusammenführen. Mehrfach genutzte Kulturräume wie etwa das Eisenwerk in Frauenfeld beleben den Jazz mit einem breiteren Publikumssegment. Immerhin 42,7 Personen wollen in Frauenfeld im Schnitt die Konzerte der Jazzreihe jazz:now sehen. In St.Gallen ist der Alleingang besonders engagierter Jazzförderer ein besonderer Glücksfall. Mit einer vertiefteren und längerfristig geplanten städtischen Kulturpolitik hätte der Jazz in einer frühen Projektphase auch ins Palace eingedacht werden können. Im Toggenburg machen es unerschrockene Festivalbetreiber vor, mit qualitativ ansprechendem Jazz im Zusammenspiel mit Popmusik mehrere tausend auch jugendliche Menschen jährlich für die Jazztage Liechtensteig zu begeistern.

Es ist ein Zusammenspiel von Mut und Nachhaltigkeit, das den Jazz über den Einzelanlass hinaus lebendig halten kann. Dafür gehört der Jazz öfters weg vom hoch subventionierten Kunstbetrieb und hin an die Basis. Wege und Modelle sind angedacht, es liegt nun an der Szene selbst, aber immer auch an den Kulturverantwortlichen, die entsprechenden Projekte angemessen und eben nachhaltig zu fördern. Ansonsten bleibt der Jazz, was er zu oft ist: eine lieb gewonnene Eitelkeit. ♦

Verlassener Müssiggänger

Das Kinok widmet sich zum Jahresanfang dem Schaffen des Kubaners Tomás Gutiérrez Alea, der in seinen Filmen die Entwicklung der kubanischen Gesellschaft stets ironisch reflektiert.

von MARION LANDOLT



Szene aus «La muerte de un burócrata». Bild: pd

Frühjahr 2000, es ist heiss in Havanna, unerträglich heiss. Einer der eher seltenen apagones – das sind planmässige Stromunterbrüche, um der Energieknappheit entgegenzuwirken – lässt den Deckenventilator abrupt stillstehen. Das grüne Plastikdach über der Terrasse der Wohnung in Centro Habana bietet zwar ein wenig Schatten, staut aber die Hitze mehr, als dass es sie lindert. Einziger Zufluchtsort in solchen Momenten: das Kino.

Unbekannter Wortschatz

Das nächste – in einem anderen Stadtteil gelegen und somit vom Stromunterbruch nicht betroffen – liegt in der Calle 23 y 12. Auf dem Programm steht: «Memorias del subdesarrollo» (1968) von Tomás Gutiérrez Alea. Ich betrete den dunklen, klimatisierten Raum und versinke in einem maroden Sessel. Staub flirrt in der Luft und auf der Leinwand verabschiedet ein junger Mann seine Familie am Flughafen von Havanna. In seine schick und teuer eingerichtete Wohnung zurückgekehrt, setzt er sich an die Maschine und schreibt: «Todos que me querían y estuvieron jodiendo hasta el ultimo minuto se fueron.» Alle, die mich liebten und bis zum letzten Moment nervten, sind gegangen. Es ist das Jahr 1961, das Jahr der Invasion in der Schweinebucht, zwei Jahre nach dem «Triumph der Revolution». Viele Kubaner verlassen das Land. Sergio, ein Intellektueller – der sowohl von der Erscheinung als auch vom Verhalten her an die Protagonisten aus Fellinis «I Vitelloni» erinnert – beschliesst zu bleiben. Allein in einer Stadt, deren gesellschaftliche Umwälzungen er aus der Distanz beobachtet, hält er an seinem bourgeoisen, vorrevolutionären Lebensstil fest und kann doch der veränderten sozialen Realität nicht entfliehen. In einer Verschmelzung von Dokumentarsequenzen und fiktiven Szenen, von Erinnerung und Gegenwart wird die Figur eines Schriftstellers portrai-

tiert, dem mit den Worten auch die Orientierung, die (Selbst-)Sicherheit abhanden gekommen ist. «Ich gehe die Strasse entlang und höre Dinge, die ich nicht begreife. Die Revolution hat uns einen neuen Wortschatz gebracht. Wörter, die ich nicht verwende. Wenn ich mich weiter so von den Leuten fernhalte, wird der Tag kommen, an dem ich nichts mehr verstehe.» Alle Versuche Sergios, sich dem neuen Leben, den Menschen anzunähern, sind zum Scheitern verurteilt, der Anschluss an die neue Zeit ist ihm offenbar verwehrt. Die Schwierigkeiten, die er als Individuum und als Kulturschaffender durchlebt, erscheinen unüberwindbar. Der Film endet 1962, dem Jahr der Kubakrise.

Gleiche Rechte auch für die Toten

Tomás Gutiérrez Alea studierte von 1946 bis 1951 an der Universität von Havanna Jura. Zeitgleich arbeitete er als Amateur an zwei Kurzfilmen für die kommunistische Partei mit. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Rom, wo er an der Filmhochschule, dem Centro Sperimentale di Cinematografia studierte, kehrte er nach Kuba zurück, wo er mit dem Regisseur Julio García Espinosa den revolutionären Kulturclub «Nuestro Tiempo» gründete und 1959 zu den Mitbegründern des Instituto Cubano del Arte e Industria Cinematografica gehörte, des zentralen Organs für Filmproduktion und -verleih in Kuba.

Die Entwicklung der kubanischen Gesellschaft und die diese Entwicklung begleitenden virulenten Themen werden in Aleas Filmen stets ironisch, aber liebevoll reflektiert. So persifliert er etwa in «La muerte de un burócrata» (1966) das junge revolutionäre Kuba, das sich mit den Tücken der Bürokratie konfrontiert sieht und in dem gleiche Rechte für alle – auch für die Toten – propagiert werden. In Anlehnung an Filme von Charlie Chaplin und Buster

Keaton oder an surrealistische Traumsequenzen à la Buñuel entwickelt Alea hier eine Satire auf die Rhetorik und die Stereotypen der Kulturproduktion.

Kritik an der Intoleranz

In «Hasta cierto punto» (1983) thematisiert er mit Hilfe der Figur eines Drehbuchschreibers die Unfähigkeit kubanischer Männer, mit ihrem Machismo (selbst-)kritisch umzugehen. Während er sich in «Fresa y chocolate» (1993) den Themen Homosexualität und Prostitution zuwendet und so seine Kritik an politischem Dogma und Intoleranz anhand der Geschichte der Freundschaft zwischen dem schwulen Fotografen Diego und David, einem Mitglied des kommunistischen Jugendverbands, formuliert. «Guantanamera» (1995), Aleas letzter Film, ist eine satirische Komödie über das Leben, die Liebe und den Tod. Er skizziert den von Mangelwirtschaft gezeichneten Alltag der Kubaner, die sich zwischen Planerfüllung und Improvisation bewegen, und die Bemühungen eines in Ungnade gefallenen Bürokraten, sich zu rehabilitieren. Das eigentliche Thema des Films ist jedoch der Tod, der immer unerwartet kommt. Er wird nicht nur anhand eines Leichentransports thematisiert, sondern auch in einer träurigen schönen Regengusszene, in die der Schöpfungsmythos der Yoruba-Religion eingebettet wird. Alea selbst erlag kurz nach Fertigstellung des Films im April 1996 einem Krebsleiden.

KINOK ST.GALLEN.

Der Zyklus mit Filmen von Tomás Gutiérrez Alea dauert vom 4. Januar bis 28. Februar. Genaue Spieldaten siehe Veranstaltungskalender. Mehr Infos: www.kinok.ch

Die Krux mit dem Benefiz

Wenn die Probe für die Hilfsaktion zur eigentlichen Hilfsaktion wird. Das Theater Kosmos in Bregenz präsentiert das Stück «Benefiz – Jeder rettet einen Afrikaner» von Ingrid Lausund als österreichische Erstaufführung.

von DAGMAR ULLMANN-BAUTZ

Ende November feierte das Theater Kosmos seine vierte und letzte Premiere in diesem Jahr und schliesst damit den Kosmos-Theater-Zyklus ab, der heuer einen Blick auf Innenwelten warf, aber auch ganz deutlich die globalisierte Welt ins Visier nahm. «Benefiz – Jeder rettet einen Afrikaner» ist neben «Hysterikon» und «Bandscheibenvorfall» das dritte Stück von Ingrid Lausund, das vom kleinen Bregenzer Theater zur österreichischen Erstaufführung gebracht wird.

Fragen der political correctness ...

Der Kosmos-Theaterraum offenbart sich dem Publikum in seiner einfachsten Form – als Proberaum: eine kleine Bühne mit fünf Notenständern, zwei Tische, Kaffeemaschine, Wasser, Gläser, Obst, Kekse, volle Aschenbecher, ein Keyboard, ein Lichtpult. Die Zuschauertribüne ist verändert, überraschend versetzt nach einer Idee von Peter Büchele. In diesen Raum kommen nacheinander fünf Schauspielerinnen und Schauspieler, die sich zu einer Probe treffen, und schon die Begrüssung entlarvt verschiedene Charaktere und relativ wenig Gemeinsames. Zusammen erarbeiten sie einen Benefizabend mit dem Ziel,

Pläne für eine Schule in Guinea Bissau zu verwirklichen. Ein Abend mit Texten, Liedern, Dias – ein Abend, der die Grosszügigkeit des Publikums, die Bereitschaft zu Spenden wecken soll. Obgleich dasselbe Ziel vor Augen, beginnen die Schwierigkeiten postwendend – die Frage, was politisch korrekt ist, zieht sich durch die gesamte Probe und wird von jedem der Protagonisten anders, grundsätzlich anders beantwortet.

... und individuelle Eitelkeiten

Es macht Spass, die Schauspieler zu beobachten, wie sie individuelle Eitelkeiten pflegen und ihr Unvermögen offenbaren, für die gemeinsame Sache über den eigenen Schatten zu springen. Unterschiedlicher könnten sie nicht sein, in ihrer Professionalität, in ihrem Verständnis von Entwicklungshilfe. Die fünf Schauspielerinnen und Schauspieler Daniela Gaets, Tatjana Velimirov, Hubert Dragaschnig, Peter Hottinger und Armin Schlagwein brillieren in ihren Rollen, präsentieren ein schnelles, gewandtes Spiel. Lausund hat, wie nicht anders erwartet, einen intelligenten, treffsicheren Text geschrieben, der zudem herrlich spassig ist.

Grenzüberschreitungen

Regisseur Augustin Jagg kann zum wiederholten Mal sein Talent für Schauspielerführung und federleichten, frechen Humor unter Beweis stellen. Wenn es um die überspannten Grundsatzdebatten der Schauspieler geht – darum, was man darf und was nicht – und dabei diese Unterschiedlichkeiten aufeinanderprallen, sind die Pointen scharf und punktgenau platziert.

Doch das Thema birgt auch die Gefahr, Grenzen zu überschreiten. Klar, Theater darf das, muss es auch tun, um Themen zu transportieren. Doch dürfen Grenzen überschritten werden, einfach nur der Lacher wegen? Dies passiert beispielsweise, wenn der Schauspieler im Stück in seiner Textunsicherheit beginnt, über die Anzahl der verhungerten Menschen zu kalauern. Die Frage, ob nun acht oder achtzig Millionen Menschen in Afrika jährlich sterben, gerät dabei zur vielbelachten Kabarettnummer.

Ganz zum Schluss, nachdem man sich neunzig Minuten vorrangig amüsiert hat, zwischendurch auch ein wenig betroffen war nicht alle, hinter mir hat eine Frau durchgekichert, frage ich mich: Und worum gehts jetzt eigentlich? Was will die Autorin, was die Regie? Ist dies hier eine Kritik an Benefizveranstaltungen und -sendungen, in deren Dienst sich bekannte und weniger bekannte Prominente stellen? Oder ist es die Spiegelung gesellschaftlicher und eigener Unzulänglichkeiten in Bezug auf den Umgang mit sozialen und humanitären Katastrophen und der damit einhergehenden Spendenthematik? Ersteres dann wohl kaum, denn der Abend selbst endet mit einem echten Spendenaufruf. Zweites schon eher, und ja, vielleicht ist es genau das: Missstände aufzeigen, sich gegen Ungerechtigkeiten und für Unterdrückte einsetzen ist und war schon immer eine besonders wichtige Aufgabe der Kunst, des Theaters.

THEATER KOSMOS BREGENZ.

Donnerstag 14., Freitag 15., Samstag 16., Sonntag 17., Donnerstag 21., Freitag 22. und Samstag 23. Januar, jeweils 20 Uhr.
Mehr Infos: www.theaterkosmos.at

Dieser Text erschien zuerst auf der Website der Vorarlberger Zeitschrift «Kultur»:
www.kulturzeitschrift.at



Was man nicht alles tut, um das Spendenkässeli zu füllen. Bild: Theater Kosmos

«Es darf auch Reibung geben»

Yilmaz Dziewior ist der neue Direktor des Kunsthaus Bregenz.

Er erzählt, was sich unter seiner Leitung ändern wird, wie er zur Kunst kam und dass das Publikum nicht immer alles gleich verstehen muss.

von URSULA BADRUTT

SAITEN: Sie arbeiteten längere Zeit in Köln im Museum Ludwig und als Direktor des Kunstvereins in Hamburg. Was hat sie nach Bregenz gelockt?

YILMAZ DZIEWIOR: Es waren mehrere Faktoren. Zum einen die Architektur; ich bin ein absoluter Peter-Zumthor-Fan, und es reizt mich sehr, mit Künstlerinnen und Künstlern Ausstellungen zu machen, die speziell für diesen Ort entwickelt werden. Aber auch der institutionelle Standpunkt des Hauses hat es mir angetan. Das Kunsthaus Bregenz gehört zu einem der wichtigsten Häuser im Bereich der zeitgenössischen Kunst. Diese beiden Faktoren zusammen waren eine so grosse Verlockung und Herausforderung, dass ich mich beworben habe, obwohl ich ein bis zwei Jahre als freier Kurator tätig sein wollte.

Die periphere Lage und das Kleinstädtische haben Sie nicht abgehalten?

Nein, abgehalten nicht, es ist mir aber sehr wohl bewusst. Immer häufiger sind es aber sogenannte Off-Zentren, die für die zeitgenössische Kunst eine wichtige Rolle spielen und nicht mehr nur New York, London und Paris. Gerade dezentrale Orte arbeiten spezifisch aus ihrer Situation heraus.

Das heisst, die Kombination von höchsten Ansprüchen und geografischem Abseits reizt Sie doppelt?

Es reizt mich nicht besonders, dezentral zu arbeiten. Ich möchte damit nur sagen, dass es nötig ist, zu relativieren, was Zentrum, was Peripherie ist. Aktuelle Entwicklungen belegen, dass diese Dualität komplexer geworden ist und dass ein vermeintliches Off-Zentrum auch sehr stark Beachtung finden kann. Dafür ist Bregenz ein sehr gutes Beispiel.

Werden Sie das Programm Ihres Vorgängers Eckhard Schneider weiterführen und monographische Präsentationen mit den besten und bekanntesten Künstlerinnen und Künstlern machen?

Mit den Besten auf alle Fälle! Es kommt drauf an, wie Bekanntheit definiert wird. Ich tue mich etwas schwer mit solchen Einordnungen. Für

mich ist Cosima von Bonin eine bekannte Künstlerin, aber das ist natürlich relativ. Über die Documenta in Kassel 2007 ist sie populär geworden, aber lange hatte sie keine Einzelausstellung in einer europäischen Institution. Dasselbe gilt für Harun Farocki, der einer der bekanntesten Filmemacher und seit fünfzehn Jahren auch in Kunstkreisen präsent ist. Ob er als bekannt gilt, hängt von der jeweiligen Orientierung ab. Im Kunstkontext ist er jedenfalls noch immer eine Position, die es zu entdecken gilt.

Cosima von Bonins Werk etwa ist eine komplexe Angelegenheit. Sie setzen also auf Namen und Werke, die anspruchsvoll zu vermitteln sind?

Ich weiss gar nicht, ob Cosima von Bonin schwierig zu vermitteln ist. Es gibt Arbeiten, die ausgesprochen zugänglich sind, auch für Kinder. Aber die Herausforderung und für mich auch das Attraktive an ihrem Werk ist, dass über das Visuelle und Atmosphärische hinaus mehrere theoretische Ebenen angesprochen werden.

Andersrum gefragt: Wie definieren Sie die Unterschiede zu ihrem Vorgänger?

Es gibt mehrere Charakteristika, die zusätzlich eingeführt werden. Als Kontinuität bleiben wie gesagt die Neuproduktionen für das Haus – sei es in Einzel- oder in Gruppenausstellungen.

Sie werden vermehrt Gruppenausstellungen machen?

Ich will mich nicht festlegen. Es geht darum, zeitgenössische Kunst zu vermitteln. Ob dies nun als Einzel- oder Gruppenausstellung geschieht, macht keinen Unterschied. Manchmal macht das eine mehr Sinn, manchmal das andere.

Ein anderer Strang, der neu erarbeitet wird, ist die Kub-Arena. Mit Eva Birkenstock habe ich eine zusätzliche Kuratorin eingestellt. Mit Raumlaborberlin kommt im Sommer ein Architektenkollektiv hierher, das sich stark mit urbanistischen Fragen auseinandersetzt. Es wird in einem neu erarbeiteten Projekt die geografisch-politisch eigenartige Situation im Dreiländereck am See reflektieren. Die Kub-Arena wird als interdisziplinäre Plattform stärker gewichtet.

Dann wird es dort auch mal Konzerte oder Filmvorführungen mit den Kunstschaffenden aus der Ausstellung geben?

Das hängt davon ab, ob es einen besonderen Sinn macht, auf eine «richtige» Bühne zu verzichten. Ich habe gewisse Vorbehalte gegenüber Konzerten in Ausstellungsräumen.

Mit Ihnen kommen jetzt endlich auch die Frauen zum Zug im Kunsthaus Bregenz.

Das ist nicht allein mein Verdienst. Zwei der Frauen vom kommenden Jahr, Candice Breitz und Roni Horn, hat noch Eckhard Schneider eingeladen. Ich denke nicht in Quoten. Falls ich feststelle, dass ein Geschlecht massiv überwiegt, würde ich mir aber schon Gedanken über mögliche Gründe machen.

Möchten Sie mehr Experimentelles ins Kunsthaus bringen?

Unbedingt. Gerade bei Harun Farocki bin ich schon mal sehr gespannt. Im Moment überlege ich mir, in dieser Ausstellung mit Architekten zusammenzuarbeiten, die ein spezielles Setting entwickeln. Auch eine Art Videobibliothek könnte eingerichtet werden, und wir möchten auch mit dem Kino vor Ort kooperieren. Das sind unterschiedliche Vermittlungsstränge, die mich sehr interessieren.

Fürchten Sie nicht, mit weniger populären und mehr prozesshaften Ausstellungen Publikum zu verlieren?

Für mich ist Harun Farocki eine grandiose Ausstellung. Vielleicht kommen mehr Leute aus dem Film- als aus dem Kunstsegment. Ich versuche, mein Programm unabhängig vom Streben nach Publikumserfolg zu planen. Natürlich ist mir wichtig, dass viele Leute die Ausstellungen sehen. Ich möchte ein ausgewogenes Programm machen und auch immer mal wieder jemanden dabei haben, der richtig breit bekannt, ja populär ist. Was ich bestimmt nicht machen werde, sind populistische Ausstellungen. Man darf das Publikum nicht unterschätzen; während den zwölf Jahren, in denen es das Kunsthaus gibt, ist es auf hohem Niveau geschult worden. Jetzt kann ihm gut auch etwas weniger Eingängiges zugetraut werden. Wenn ich merke, dass das keinen interessiert, muss ich darauf reagieren.

Soll das Kunsthaus neu auch sammeln?

Ursprünglich war die Institution als Museum geplant. Meine beiden Vorgänger haben das Haus als Ausstellungsplattform vorwärtsgetrieben. Ankäufe wurden im Programm der Galerienförderung getätigt. Ich werde in Zukunft versuchen, in Absprache mit den Kunstschaffenden ein Werk für die Sammlung aus der jeweiligen Ausstellung zu behalten. Wir haben zwar keinen Ankaufsetat, aber als Gegenleistung zu den Neuproduktionen sollte so etwas möglich werden. Mit Tony Oursler habe ich



Markenzeichen-Künstler interessieren Yilmaz Dziewior nicht.
Bild: Marbos Tietler

dieses Vorhaben übrigens bereits starten können. Er wird dem Kunsthhaus das Werk «Gaze Heuristic (slime biased)» überlassen. Mit Arbeiten aus den Ausstellungen könnte allmählich eine Art Gedächtnis für das Kunsthhaus und für Vorarlberg angelegt werden.

Sie kommen aus Deutschland, Ihr Name tönt nicht deutsch. Möchten Sie etwas zu Ihrer familiären Herkunft erzählen?

Mein Familienname ist polnisch wie der meiner Mutter, deren Vorfahren aus Schlesien stammen, der Vorname türkisch wie der meines Vaters. Ich habe aber eine ausschliesslich deutsche Sozialisation erfahren, bin in Bonn geboren und aufgewachsen und habe dort auch studiert.

Wie sind Sie dazu gekommen, Kunstgeschichte zu studieren und Ausstellungsmacher zu werden?

Vom Elternhaus her habe ich keine kulturelle Förderung erfahren, da gab es kein Interesse

diesbezüglich und schon gar keine zeitgenössische Kunst. Im Gegenteil. Meine Eltern fanden es eher schwierig, dass ich mich mit so etwas beschäftigen wollte. Sie hatten Angst, dass man keine Arbeit bekommt und nichts verdient. Über eine gute Kunstlehrerin in der Oberstufe entdeckte ich meine Begeisterung für Kulturgeschichte.

Am Anfang des Studiums hatte ich neben Christlicher und Klassischer Archäologie noch Jura im Nebenfach studiert, weil ich dachte, ich würde später in die Denkmalpflege gehen und das könnte eine sinnvolle Kombination sein. Das Ausstellungsmachen habe ich mir durch «learning by doing» angeeignet.

Wie würden Sie umschreiben, was Sie an künstlerischen Arbeiten besonders interessiert?

Ich muss visuell angesprochen werden. Die interessantesten Konzepte helfen nicht, wenn eine Arbeit ästhetisch arm ist. Wenn ich dank dem

Visuellen länger bei einer Arbeit verweile und mich mit ihr auseinandersetze, verwickelt mich die Arbeit auch auf einer theoretischen, auf einer konzeptionellen Ebene. Die visuelle Erfahrung und das intellektuelle Involvierien müssen zusammengehen, damit ich mich angezogen fühle. Ausschliesslich formale Fragestellungen interessieren mich weniger. Formale Kriterien können eine Rolle spielen, aber Gesellschaftliches im weitesten Sinne muss sich darin spiegeln.

Sie suchen nach einer gewissen politischen Relevanz?

«Politisch» tönt sofort sehr plakativ. Aber was heisst das schon? Ich möchte mich einfach nicht festlegen lassen auf Schlagwörter. Zumal die Ausformungen in der Kunst ganz unterschiedlich ausfallen.

Zusätzlich eingeführt wird in die Programmgestaltung aber die Erweiterung des Blicks auf einen nicht westlichen Kontext. Ich habe in der Vergangenheit viel mit Kunstschaffenden aus Asien, Lateinamerika, aus Afrika gearbeitet. Das werde ich auch weiterhin wollen. Mir scheint dies sehr wichtig, weil es ein virulentes Thema nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Politik, in der Wirtschaft ist. Das Programm im Kunsthhaus darf noch internationaler werden. Das ist ein grundsätzlicher Aspekt, der mich interessiert, gerade auch von meinem kulturellen Hintergrund her.

Ist der heterogene biografische Hintergrund eine Voraussetzung, um sich für kulturelle Identität verstärkt zu interessieren?

Das spielt eine Rolle, ist aber nicht Voraussetzung. Meine erste grosse Ausstellung – mein Gesellenstück sozusagen – war «Kunstwelten im Dialog» im Museum Ludwig in Köln 1999. Als Co-Kurator war ich verantwortlich für fünfzig Kunstschaffende aus Afrika, Asien, Lateinamerika, aber auch Deutschland. Es ging um die Positionierung und Auseinandersetzung im Feld der nicht eigenen Kultur. Das war für mich eine Schlüsselarbeit. Daran werde ich auch weiter arbeiten.

Markenzeichen-Künstler interessieren mich weniger. Ich habe es gerne, wenn es möglichst komplex ist und sich eine Arbeit nicht auf eine bestimmte Fragestellung reduzieren lässt. Es muss nicht alles gleich verstanden werden, es darf auch Reibung geben. Das Publikum soll Entdeckungen machen, neue Namen kennen lernen, sich überraschen lassen. Ich möchte mich aber auch selber überraschen.

KUNSTHAUS BREGENZ.

Die laufende Ausstellung von Tony Oursler ist noch bis zum 17. Januar zu sehen. Am 6. Februar startet die erste Ausstellung unter neuer Leitung. Gezeigt wird Candice Breitz. Danach folgen Ausstellungen mit Roni Horn (24. April), Cosima von Bonin (17. Juli) und Harun Farocki (23. Oktober). Mehr Infos: www.kunsthhaus-bregenz.at

Mehr oder weniger gut gelaunt im Off

Das diesjährige «Heimspiel» des Ostschweizer Kunstschaflens ist eine ausgewogene und sorgfältige Schau. – Mit dem obligatorischen Skandalchen.

von JOHANNES STIEGER

Wenn man zur grossen Party einlädt und jemanden vergisst, gibts rote Köpfe. Beim «Heimspiel» ist das nicht anders. Anfang Dezember eröffnete die breit angelegte Ostschweizer Kunstschau, die normalerweise mit Liechtensteiner und Vorarlberger Beteiligung statt findet. Wobei in diesem Jahr der Wettbewerb in Vorarlberg nicht ausgeschrieben wurde und es keine der wenigen Eingaben aus dem Fürstentum geschafft hat. Wenn eine Jury nach persönlichen Vorlieben und bestem Glauben die Besten auswählt und keinen Spagat macht, dann fällt im schlimmsten Fall eine Region raus und es kommen auch Leute nicht zum Zug, die es verdient hätten. Das liegt wohl in der Natur der Sache. Und natürlich rumort es deswegen in den Ateliers der abgelehnten Kunstschaflenden rund um den vom Kanton St.Gallen initiierten und mitsubventionierten Anlass. Das gehört mittlerweile zum «Heimspiel», wie der Speck zum Fleisch.

Künstler gegen Kurator

Vor drei Jahren polterte Mark Staff Brandl ausgelassen scharf im «St.Galler Tagblatt» über die Jurypolitik und regte neue Formen der Ausföhrung an, dass zum Beispiel die Kuratoren ausgewählte Kunstschaflende in ihren Ateliers besuchen und mit ihnen die Werke bestimmen sollten, die dann in der jährlich stattfindenden Ausstellung gezeigt würden. Brandls Polemik freute das Kunstpublikum, wann bringt Kunst noch jemanden zum Explodieren?

Auch die aktuelle Ausgabe hat ihren kleinen Skandal. Brandl äusserte sich in den ersten Ausstellungswochen wieder wüchtig. Auf seiner Internetseite ist ein Comic runterzuladen, in dem er dem Kurator des Kunstmuseums St.Gallen Konrad Bitterli hart an den Karren fährt und ihn am Schluss zum fiktiven Faustkampf fordert. Der Aufregung liegt zugrunde, dass Bitterli das von der Jury ausgewählte Bild Brandls an der Wand hinter der Museumsbar platzierte. An jener Stelle, an der zwar schon ein Bild von Olivier Mosset hing, eine Stelle aber auch, die das Bild in die Liga der Bar- und Restaurantkunst stellt – wo das der Popart und des Comics zugewandte Bild vielleicht rein thematisch am richtigen Ort ist. Verständlich ist aber auch, dass sich der Künstler trotz der kuratorischen Raffinesse nicht ganz ernst genommen fühlt, und man kann sich fragen, ob

das Publikum den Kunstgriff des Kurators erkennt oder ihn, auch in Anbetracht der Vorgesichte, als ironisches Statement liest.

Die Shows der Abgewiesenen

Dass es im Karton rappelt, ist klar, wenn von 326 eingereichten Bewerbungen 51 ausgewählt werden und die Kunstschaflenden um die besten Plätze buhlen. Dem Unmut über den verweigerten Zutritt zum Ostschweizer Kunsttreffen machen aber nicht alle so «aggressiv» (wie der Künstler selber sagt) Luft wie Mark Staff Brandl. So stellten einige Zurückgewiesene unter dem Titel «Rote Karte» ihre Arbeiten Anfang Dezember im Lagerhaus in einem Korridor über der Kunsthalle aus. Die «Heimspiel»-Kuratoren haben sich an der Pressekonferenz herzlich über die Eigeninitiative gefreut. Der ebenfalls abgelehnte Beni Bischof wiederum zeigte seine Arbeiten Mitte Dezember im ehemaligen Bro Records am Oberen Graben.

Und so bekommt das «Heimspiel» tatsächlich einen lebendigen Charakter nebst den beiden gut laufenden Ausstellungen in der Kunsthalle und im Kunstmuseum mit ihren Führungen und kunstpädagogischen Angeboten. Diese kleinen Gegenbewegungen genügen sich nicht selbst, sondern legen eine urbane Stimmung über die ganze Veranstaltung. Denn jede gute oder zumindest wichtige Ausstellung hat ihr Pendant im Off. Und das ist ganz nebenbei auch Werbung für die Veranstaltung.

Zusammen, was zusammen gehört

Die vielen unterschiedlichen angenommenen Arbeiten wurden von den beiden Kuratoren sorgfältig platziert. Giovanni Carmine hängte in der Kunsthalle das Sonnenblumenbild von Gilgi Guggenheim so, dass man sich in einem grossen Museum für Malerei wähnt: Wenn man davor steht und das Bild zwischen einer Stellwand und den abstrakten Fotografien von Regula Engeler hervorblitzt, könnte man im ersten Augenblick meinen, da hänge ein van Gogh. Die Ausstellung knüpft Verbindungen, wenn vis-à-vis der Arbeiten von Peter Kamm und André Butzer der junge Kilian Rüthemann gesetzt ist, der ebenfalls vom Stein her kommt und mit dem Feuer, dass er an der Kunsthallenwand entfachte, zöselnd den Bogen zum folgenden und akustisch ziemlich lauten Norbert Möslang schlägt.

Carmine und sein Team bauten die Kunsthalle zu einem «Labyrinth» um, das die Aufmerksamkeit auf einzelne Werke schiebt, andere aber wiederum zurücknimmt und in Nischen homogene Ausstellungen in der Ausstellung schafft: Die mit dem Kunstpreis der Ortsbürgergemeinde Straubenzell prämierte Fotoarbeit von Lutz und Guggisberg passt wunderbar zu den Jalousien von Dagmar Heppner und die wiederum zu Christian Vettters abstraktem Fensterbild. Costa Veces Salontischchen aus dem Brockenhaus, auf dem ein Klumpen aus Nikotinkaugummi liegt, passt formal wie die Faust aufs Auge zur fotorealistischen Malerei Francisco Sierras. – Beide könnten im Fünzfziger-Jahre-Wohnzimmer der Grosseltern anzutreffen sein.

An die Wand

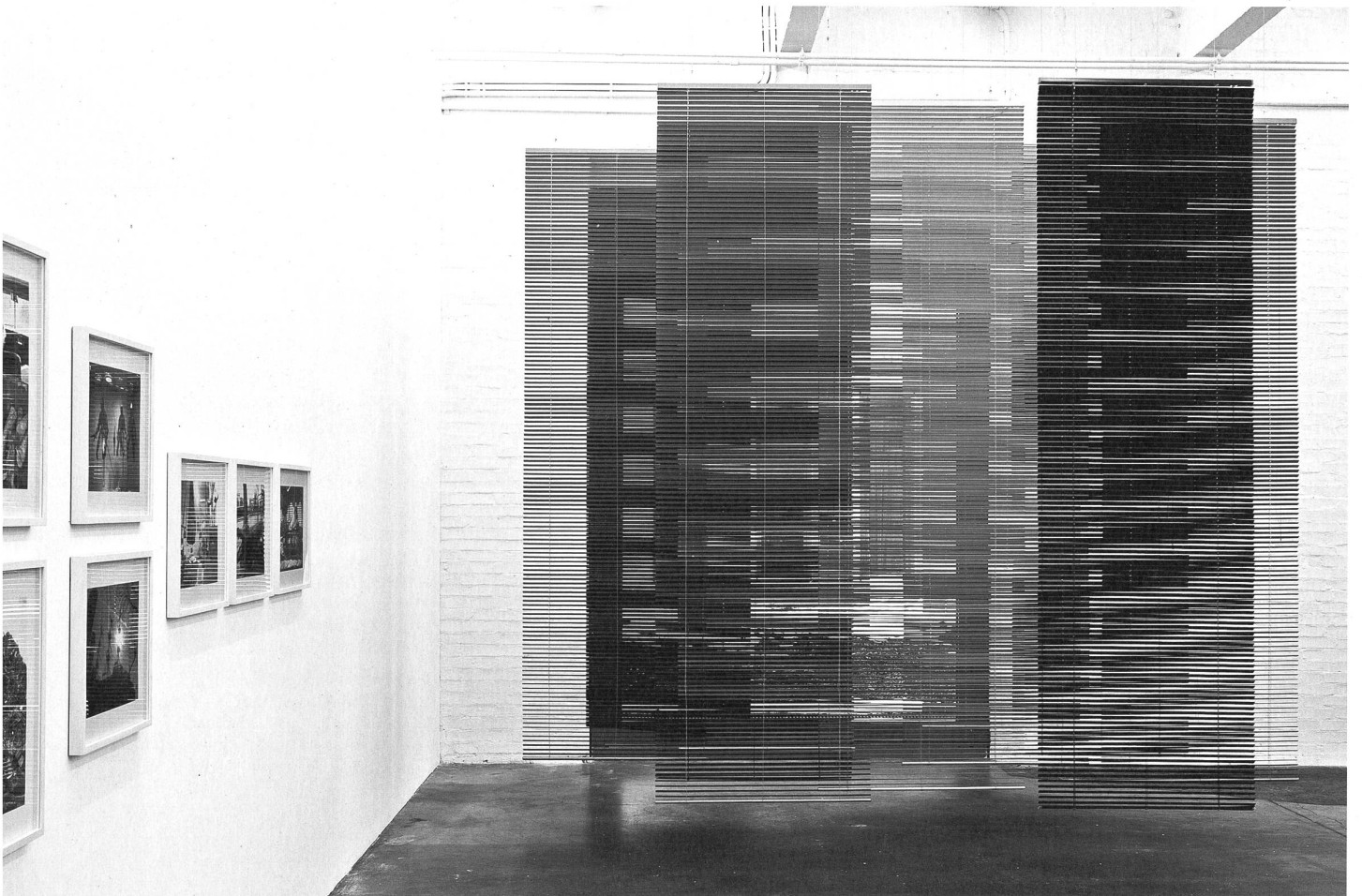
Im Kunstmuseum stolpert man zuerst fast über den riesigen Findling, den Katja Schenker vor dem Haupteingang setzte. Ein geologisches Gebilde, das aus dem gekiesten Vorplatz zu wachsen scheint. Stammt die lauteste Arbeit in der Kunsthalle von Norbert Möslang, greift einen im Museum beim Betreten des ersten Raumes gleich die Killervideokamera von Möslangs ehemaligem Partner Andy Guhl an. Dermassen aufgeweckt ist man parat für den langen Spaziergang durch die grosse Ausstellung, die ein wenig gesitteter daherkommt, als die Schau in der Kunsthalle. Und vor allem fällt auf, dass sich die Ausstellung hauptsächlich an den Wänden abspielt, wenige Arbeiten sich raumgreifend ausbreiten.

Das «Heimspiel» 2009 schafft es, mit den kleinen Ränkespielen am Rande, den erfreulichen Gegenpositionen und vor allem zwei guten Ausstellungen das Ostschweizer Kunstschaflens ins Zentrum zu rücken und für ein breites Publikum zugänglich zu machen.

Mehr Infos: www.heimspiel.tv



Katja Schenkers Findling vor dem Kunstmuseum.



Dagmar Heppners Jalousien in der Kunsthalle. Bilder: Anna-Tina Eberhard

Melancholische Fernsehantennen

Der Winterthurer Cartoonist Ruedi Widmer ergründet mit krakeligem Strich das Eigenleben der Technik. «Die letzten Geheimnisse einer rationalen Welt» sind nun als Buch erschienen.

von KASPAR SURBER

Ruedi Widmer ist am Telefon meist kurzangebunden. «Ich muss noch schnell einen Witz zeichnen», sagt er jeweils entschuldigend. Ruedi Widmer zeichnet Witze, so wie andere Leute Brot backen oder einen Tisch schreinern. Er ist ein ehrlicher Handwerker. Und ein fleissiger: Seine Cartoons erscheinen im «Tages-Anzeiger» und in der «Woz», im Konsumentenmagazin «Saldo» und in der Satirezeitschrift «Titanic». Und seit zehn Jahren unterm Titel «Die letzten Geheimnisse einer rationalen Welt» wöchentlich im «Winterthurer Landboten». Eine Auswahl dieser mehr als fünfhundert Folgen ist jetzt in Buchform erschienen.

Würde er nicht bereits Ruedi Widmer heissen, dieser Handwerker könnte sich kein besseres Pseudonym ausdenken. Der Name klingt ein wenig altmodisch, aber dadurch umso zuverlässiger. Allerbeste Tarnung also, um zwei Werkstatt-Prinzipien grob zu missachten: die Exaktheit und die Berechenbarkeit. Widmer führt keinen geraden Strich, er krakelt vielmehr. «Viele Redaktoren haben den Verdacht, dass er gar nicht zeichnen kann», heisst es im Vorwort des Buches. Und in Widmers Welt können alle sprechen. Die Menschen, die Tiere, die Spargeln. Auch die Neonazis. Und vor allem die freundlichen, meist leicht verwunderten Kartoffelwesen, die einen an den Zeichner mit seiner Glatze erinnern: Alles führt hier sein Eigenleben.

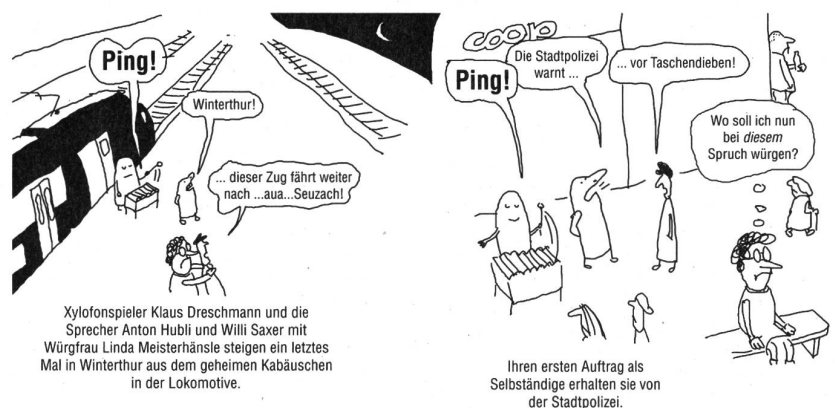
Im geheimen Kabäuschen

Eine der schönsten, frühen Folgen beispielsweise zeigt die Tonbandimitatoren in der Zürcher S-Bahn: Nämlich, schreibt Widmer in der kurzen Einleitung, würden die Stationsansagen nicht über ein Tonband erfolgen. Sondern von einer Viererbande in einem geheimen Kabäuschen in der Lokomotive gespielt: In der Zeichnung schlägt ein Kartoffelwesen auf das Xylofon: Ping! Eine Art Delfin kündigt den nächsten Halt an. Ein Mann mit Schiebermütze gibt die Endstation bekannt. Und weil er in seinem Satz eine Pause machen muss, wird er an der entsprechenden Stelle von einer Frau gewürgt. – Es ist nicht gerade lustig, Witze zu beschreiben. Darum ist die zweite Folge mit den Tonbandimitatoren oben abgebildet.

Einmal in einer Nacht habe ich Widmer selbst in einer S-Bahn angetroffen. Da kam er gerade von einem Konzert der Zürcher Band

Haltestellendurchsagen 2 (Folge 156, 19. Dezember 2002)

Die SBB haben in den S-Bahnen leider neue Haltestellendurchsagen eingeführt. Die Betonung der Endsilben und die abgewürgten Pausen, die die alten so auszeichneten, fallen also dem Fortschritt zum Opfer. Das stimmt natürlich traurig, denn unser Team aus Folge 13 (Seite 8) ist entlassen worden.



Welttraumforscher. Man muss zudem wissen, dass in Widmers Atelier in Winterthur ein Gestell mit Büchern zur Mondlandung gefüllt ist: Hier interessiert sich einer tatsächlich für die Technik und ihre letzten Geheimnisse. Und setzt sich mit ihr auseinander. Wie sie in unseren Alltag dringt, davon berichtet Widmer. Genauer: vom Eigenleben der Technik.

Eine der schönsten, späteren Folgen zeigt die arbeitslosen Fernsehantennen, die sich auf zwei Hausdächern versammeln, um ihr Unbehagen gegen die Satellitenschüsseln auszudrücken. Gleich auf der nächsten Seite ist nachgezeichnet, was die Lottoziehmaschine im Fernsehen unter der Woche machen muss: «Nein, sie steht die Woche über nicht einfach mit einem Tuch abgedeckt in einer Ecke», beginnt der Cartoon.

Wo das alles hinführt

Es war, von den Gratiszeitungen bis zum Handyfiespen, ein nervöses Jahrzehnt. Widmers Buch liest sich als Chronologie dazu. Indem er die Technik selbst zu Wort kommen lässt, haucht er ihr Melancholie, vielleicht sogar Demokratie ein. Und zeigt immer auch, wo das alles noch hinführen wird: Bald steigen wir zum Beispiel in unsere Mobiltelefone hinein.

«Die letzten Geheimnisse einer rationalen Welt» ist ein persönliches Buch. Eben weil sich in den Cartoons die ureigenen Interessen des Zeichners spiegeln. Auch, weil sie in der Stadt erschienen sind, in der er wohnt. Diese Bilder hat garantiert auch die Nachbarin in die Hände gekriegt.

Dabei ist der Handwerker eigentlich längst ein Feuerwerker: Mit seinen Cartoons und Kolumnen in «Woz» und «Tagi» ist Ruedi Widmer zu einem der wichtigsten politischen Humoristen des Landes geworden. Während alle noch Bauernsprüche über die SVP machten, zeichnete er sie bereits als hochgerüstete Marketingmaschine. In diesem Sinn darf man sich auf ein nächstes Widmer-Buch freuen. Oder einfach auf den nächsten Witz. Er hat ihn bestimmt schon gezeichnet.

RUEDI WIDMER:
Die letzten Geheimnisse einer rationalen Welt.
Sewicky-Verlag, Winterthur 2009.

PALACE ST.GALLEN.
Ruedi Widmer erläutert am Freitag, 8. Januar um 21.30 Uhr einige seiner Comics mithilfe von Projektionen, Tom Combo macht dazu Musik.

VON DER ROLLE

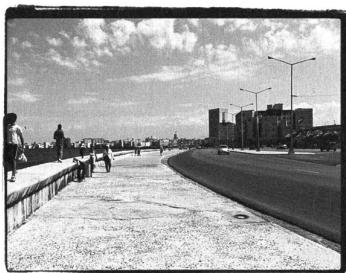
von DAVID WEGMÜLLER

Niedere Instinkte.

Vor noch nicht ganz einem Jahr stellte ich an dieser Stelle die These auf, das Kinopublikum in lateinamerikanischen Filmen bestehe zu einem signifikanten Teil aus 35-jährigen weiblichen Singles, die davon träumten, von Benicio del Toro an die Wand geknallt zu werden. Dies sei, schrieb mir eine Kollegin darauf, der gleiche populistische Schwachsinn, wie wenn sie behaupten würde, das Publikum in einem James Bond-Film entspreche im Schnitt dem 35-jährigen Single-Mann, der zu Tennismatches von Maria Scharapowa onaniere. Ich will das Thema deshalb nicht nochmals forcieren. Stattdessen soll eine neue Dimension der strittigen Affinität zur Sprache kommen. Diejenige junger europäischer Filmemacherinnen, die sich thematisch Mittel- und Südamerika widmen. Vier Autorinnen – drei Schweizerinnen und eine Deutsche – legen in kurzen Abständen beachtliche Dokumentarfilme vor, die zu nationalen und internationalen Festivals eingeladen wurden und dort lobende Erwähnung fanden.

«Leben in Seifenblasen» («Vivir en burbujas») von Nadine Lüchinger ist einer davon, und gibt Einblick in die künstliche Realität der sogenannten «Countries», der privaten Wohnquartiere der argentinischen Oberschicht. In einer Art Truman-Show leben und golfen die Vermögenden eingezäunt und rund um die Uhr von Sicherheitspersonal (aus der Unterschicht) bewacht. Lüchingers Fokus gilt dabei weniger dem sozialen Gefälle – dieses ist ohnehin offensichtlich – als vielmehr den Zweifeln einer jungen Generation, die zwar privilegiert geboren wurde, aber doch wahrnimmt, dass vor den Toren ihrer Privatschulen ein ganzes Land noch immer am Tropf hängt. Einen ähnlich posttraumatischen Zustand beschreibt Anita Blumers «Buenos días, seguimos en guerra». Schauplatz oder, besser gesagt, Schlachtfeld ist Guatemala, zehn Jahre nach dem Bürgerkrieg. Blumer, die eine Filmschule in Mexiko besucht hat, begibt sich auf die Spuren der organisierten Kriminalität und trifft dabei auf einen noch niedrigeren Instinkt: die Lynchjustiz. Michelle, ein achtjähriges Mädchen, wurde ermordet. Da werden die mutmasslichen Täterinnen, zwei Schwestern, kurzerhand mit Benzin übergossen und brennend von der Meute durch die Stadt gehetzt. Dies wiederum bedeutet Arbeit für den Fotojournalisten Carlos. Der hat sich nämlich auf das Dokumentieren von Kriminalitätssopfern spezialisiert.

Ähnlich wie Anita Blumer haben auch Sandra Gomez und Elke Lehrenkrauss ihre Ausbildung in Übersee absolviert, beide an der Filmschule in San Antonio, Kuba. In dieser Zeit entstanden «El futuro es hoy» (Gomez) und «Las intocables» (Lehrenkrauss) – zwei Momentaufnahmen eines Landes, das auf Standby steht, seit Fidel Castro seine Uniform gegen ein Adidas-Jäckchen getauscht hat. «Las intocables» spürt im Landesinnern der einzigen Spezies nach, die es vom Status her mit dem Máximo Líder aufnehmen kann: der Kuh. Wer eine solche schlachtet und dabei erwischt wird, wird in Kuba mit Gefängnis bestraft. So belauern sich Bauern und Kuh-Mafia gegenseitig auf ihren Hochsitzen und erzählen der Filmemacherin vom wahren Problem des Schwarzmarkts: den Fleisch fressenden Touristen. «El futuro es hoy» dagegen spielt am Malecón – der Uferpromenade Havannas. Auch hier gilt ein groteskes Verbot: Fischen von Styropor-Flossen aus ist verboten. Gemacht wirds natürlich trotzdem. Und wenn der Fang üppig ist, wird unter der Küstenstrasse ein Kabel verlegt, der Ghettoaster angeschlossen und gefeiert. Alle wissen: Morgen, wenn der Comandante seinen letzten Befehl empfängt, wird hier – vielleicht – alles anders sein. ♦



Der Malecón in Havanna. Bild:pd

THEATERLAND



Bild:pd

Klees Puppen.

Nusschalen, Rindsknochen, Steckdosen, Borstenpinsel. Aus diesen Materialien bastelte Paul Klee zwischen 1916 und 1925 gut fünfzig Handpuppen für seinen kleinen Sohn Felix. Anfangs hielt er sich noch an die konventionellen Charaktere Kasper, Teufel, Krokodil. Doch schon bald begann er sich andere Figuren auszudenken: den Deutschnationalen als Karikatur auf den herrschenden Zeitgeist, den von Dada-Collagen inspirierten Zündholzschachtelgeist oder den eitlen Herrn Enterich. Letzterer hat nun eine Rolle im Stück «Am Anfang was war» zusammen mit dem Ehepaar Tod, das auf Seelenfang ist, dem spiessigen Philister, dem liebeskranken Rainer Tor und der gewitzten Bäuerin Schlauf. Für die auf einem Gedicht Klees basierende Produktion für Erwachsene der Zürcher Dalang Puppencompany wurden die Handpuppen in Zusammenarbeit mit dem Zentrum Paul Klee in Bern originalgetreu nachgebaut. (nol)

FIGURENTHEATER ST.GALLEN.

Donnerstag 14. Januar und
Freitag 15. Januar, jeweils 20 Uhr.
Mehr Infos: www.figurentheater-sg.ch

Buckligs Mandli.

In Zeiten von diversen Next Topmodels, tillate.ch, dreizehn-jährigen Modebloggern und mit Paparazzi-Fotos gefüllten People-Seiten dreht sich viel ums gute Aussehen. Doch wurde uns nicht schon als Kind immer mit erhobenem Zeigefinger gesagt, dass die Schönheit im Innern des Menschen zu finden sei? Was ist also hässlich, was ist schön? Wer bestimmt, was als normal, «behin-

dert», «nicht behindert» gilt? Diesen Fragen widmet sich das Theater Hora in «Quasimodo geniti», einer Adaption von Victor Hugos Roman, die es zusammen mit dem Jugendchor Voice Steps inszeniert. Quasimodo, der verhutzelte, bucklige Glöckner von Notre-Dame, verkörpert das Hässliche schlechthin.

Das Theater Hora – benannt nach dem gleichnamigen Meister in Michael Endes «Momo» – ist ein professionelles Ensemble von geistig behinderten Schauspielern. Seit 2002 wird ihre künstlerische Tätigkeit von Bundesamt für Sozialversicherung als Arbeit anerkannt und entlohnt, also nicht als Freizeitbeschäftigung oder erweiterte Therapie abgetan. (nol)

OFFENE KIRCHE ST.GALLEN.

Freitag 15., Samstag 16.,
Sonntag 17. Januar, jeweils 20 Uhr.
Mehr Infos: www.hora.ch

Claire Kassetten.

«Stimmfilmcabaret», «Slaptrickfilm» – Clara Buntin erfindet gerne neue Begriffe. Früher unterwegs mit der skurrilen A-Capella-Formation The Sophisticrats und der Pianistin Irène Schweizer hat sie stets ihre Liebe zum Film und Kabarett mit technischen Spielereien verbunden. In ihrer neusten Produktion «Ich und Clara», das als «gut eingespieltes Solo» angekündigt wird, macht sie Musik mit ihrem E-Piano, singt und rappt zweistimmig mit dem Kassetten-Rekorder und zeigt dazu ihre «dokumentarischen Slaptrickfilme» aus der Wendezeit mit Live-Synchronisation. Im Chössi Theater Lichtensteig ist Premiere. (nol)



Bild:pd

CHÖSSI THEATER LICHTENSTEIG.

Samstag, 16. Januar, 20.15 Uhr.
Mehr Infos: www.choessi.ch



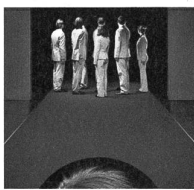
Vorverkauf und weitere Infos:
www.casinotheater.ch oder Telefon 052 260 58 58

Eigenproduktion Casinotheater Winterthur

BUSINESS CLASS

Geschichten von Martin Suter aus
der Welt des Managements

Sa 2.1., 20.00 Uhr
So 3.1., 17.00 Uhr
Mi 6.1. – Sa 9.1., 20.00 Uhr



Jahresrückblick

BUNDESORDNER 09

Ein satirischer Jahresrückblick

Premiere Do 14.1.
Fr 15.1. / Sa 16.1. / Di 19.1.
Do 21.1. – Sa 23.1.
20.00 Uhr

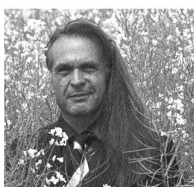


Stand-up-Kabarett

JOCKEL TSCHERSCH

«Pubertät mit 50»

CH-Premiere
Mo 25.1., 20.00 Uhr



Musikalisch-literarisches Entertainment

SEBASTIAN KRÄMER & MARCO TSCHIRPKE

«Ich 'n Lied – du 'n Lied»

Di 26.1., 20.00 Uhr



Musik-Comedy

DUO HINTERLETSCHT

«Lieder, die die Welt verändern»

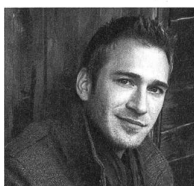
Do 28.1., 20.00 Uhr



Frisch von der Internationalen Kulturbörse

FRISCHLINGSPARADE DIE SPEZIALAUSGABE

Gastgeber Marco Fritsche
Fr 29.1. / Sa 30.1., 20.00 Uhr



Sponsoren



Medienpartner



Landbote

kellerbühne

Amateure & Vollprofis

Kellerbühne St.Gallen St. Georgen-Strasse 3, 9000 St.Gallen

Vorverkauf und Reservation 1 Monat im voraus

Klubschule Migros am Bahnhof, 071 228 16 66, www.kellerbuehne.ch

Abendkasse 1 Stunde vor Beginn, 071 223 39 59

cabaret sälewie



Sa 02.01 20.00
Di 05.01 20.00
Mi 06.01 20.00
Fr 08.01 20.00
Sa 09.01 20.00
Di 12.01 20.00
Mi 13.01 20.00
Sa 16.01 20.00
So 17.01 17.00
Mi 20.01 20.00
Fr 22.01 20.00
Sa 23.01 20.00
So 24.01 17.00
Di 26.01 20.00
Mi 27.01 20.00
Fr 29.01 20.00
Sa 30.01 20.00
So 31.01 17.00

Das St. Galler «Cabaret Sälewie» zeigt

XOND

Es schwächelt und kränkt allenthalben. Das Rezept des Cabaret Sälewie lautet: Alles in die Pfanne hauen, mit Bachblütentropfen, Humor und Satire abschmecken und in der Kellerbühne aufkochen. Man fühlt sich gleich wieder «xond»!

Katrin Schatz, Rosanna Schoch, René Wagner und Reto Wiedeneller richten ihren scharfen Alltagsblick auf die Dinge, welche die Welt bewegen. Am Klavier: Fredy Schweizer. Regie: Lukas Ammann. Produktion: Irma Gustavsson.

Der Vorverkauf bleibt vom 24. bis 27. Dez. sowie vom 31. Dez. bis 3. Jan. geschlossen. Unter www.kellerbuehne.ch ist die Platz-Reservation online rund um die Uhr möglich.

Fr. 25.–, 30.–, 35.–

Vorschau Februar '10



Fr 05.02 20.00
Sa 06.02 20.00

Heinz de Specht

Macht uns fertig!

Reprise: Roman Riklin, Daniel Schaub und Christian Weiss präsentieren irritierende musikalische Kurztherapien und plausible Lösungen für die Missstände der Zivilisation.

Fr. 30.–, 35.–, 40.–

Mit Unterstützung von:

Stadt St.Gallen



SWISSLOS

Kulturförderung
Kanton St.Gallen

Sponsoren:

MIGROS
kulturprozent

TAGBLATT



DIOGENES THEATER



CH-9450 ALTSTÄTTEN

www.diogenes-theater.ch

Freitag, 15. / Samstag, 16. Januar 2010,
20.00 Uhr

**„Schwarze Madonna - weis(s)e Göttin
Lieder von starken Frauen“**

Diogenes-Chor Eigenproduktion mit
Urs Stieger und Ensemble Imago



Samstag, 23. Januar 2010, 20.00 Uhr

Vera Kaa mit Band

„Der Blues ist der Ausdruck meines
Lebens“.

Wenn sie mit ihrer unvergleichlichen Stimme singt, sind grosse Gefühle garantiert.



Samstag, 6. Februar 2010, 20.00 Uhr

Michael Elsener „copy & paste“

Ein Komiker-Energiebündel,
bekannt durch seine Parodien.
Seinem Charisma und seiner Leichtigkeit
kann man sich nicht entziehen.



Samstag, 27. Februar 2010, 20.00 Uhr

Michel Gammenthaler „Zeitraffer“

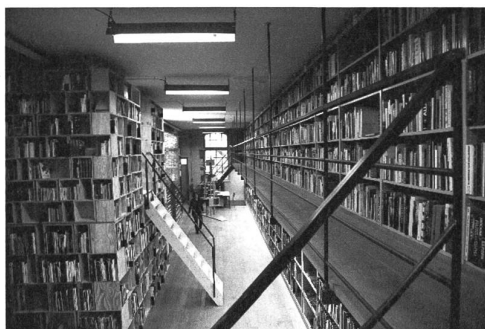
Stand-Up-Comedy der Spitzenklasse.

Gammenthaler ist wieder mal alles
gleichzeitig – Komiker, Magier und
Schauspieler.



Vorverkauf Boutique Gwundernase, Telefon 071 755 19 65

SCHAUFENSTER



In Gastons Höhle.

Daniel Rohners (1948–2007) tausende Bücher stehen Rücken an Rücken gezähmt in den Regalen der Bibliothek des Sitterwerks. Ein bisschen angsteinflössend wirken sie in ihrem aufgereihten Selbstverständnis. Nun haben sie ein aus rohen Holzplatten gezimmertes Gegenüber bekommen; zumindest so lange, wie die Büchersammlung von **Andreas Züst** (1947–2000) im Sitterwerk zu Besuch ist, bevor sie in der Trogener Kantonsbibliothek gezeigt wird und dann im Alpenhof auf dem St. Anton ihr Ziel erreicht. Die Tochter Mara Züst konstruierte Transportkisten, die zugleich auch Ausstellungsmodule sind und gestapelt zum Regal werden. Im Sitterwerk wurde aus dem cleveren System ein kleines Haus gebaut. Im Vergleich zu Rohners Kunstbuchsammlung, deren Anteil an Stoff zur Skulptur weiter ausgebaut wird und die mit einem hochtechnologischen System präpariert, möglichst beweglich gelagert und katalogisiert wird, trotz Züsts Sammlung wie ein Igel hergerichtet der klaren inhaltlichen Zuordnung. Züst sammelte wild durch seine mannigfaltigen Interessensgebiete; von Tibet über Raketen und Pilzen zu Künstlerbüchern und Politik.

Die Installation ist begehbar und schottet einen fast so gemütlich von der geschäftigen Welt ab wie Gastons Bücherhöhle. Im Parterre sind einige besonders wertvolle Exemplare hinter Plexiglas in Sicherheit ausgestellt. Im oberen Stock sind die erwähnten Pilzbücher zu sehen; zur Präsentation aufgerichtet das Buch «Färben

mit Pilzen». Im ersten Stock befindet sich auch ein riesiges, von Ingo Giezendanner gezeichnetes Buch, das zusammen mit anderen Werken von Kunstschaffenden, die mit Züst in einer Beziehung standen, die Sammlung ins Appenzellerland begleitet. Andres Lutz zum Beispiel bekam von Züst ein Buch über Masken geschenkt. Zusammen mit seinem Partner Anders Guggisberg schnitt er die Masken aus und kreierte eine neue Leseart. Mit auf Reise ist auch eine Skulptur von Bessie Nager. Das hölzerne «Skelett» soll später in Metall gegossen auf dem Dach des Alpenhofs installiert werden. Laurent Goei tapizierte das Gästezimmer des Sitterwerks mit seiner eigenen Sammlung und nannte die Arbeit demütig gegenüber Züsts Sammlung, die nebst Büchern auch Kunst und Schallplatten umfasst, «Ein winziges Stück der grossen Geschichte (für Andreas Züst)». Und Thomas Galler legt einige Doubletten aus Züsts Bibliothek paarweise aus und nähert sich so den Vorlieben des Sammlers. (js)

SITTERWERK ST. GALLEN.

Bis 7. März. Öffnungszeiten:
Mi und So, 14–18 Uhr, während der
Bürozeiten auf Vereinbarung.
Mehr Infos: www.sitterwerk.ch

Zu Bach malen.

2007 zeigte die im Tessin arbeitende Künstlerin **Christa Giger** in der Galerie Dorfplatz in Mogensberg Bilder, die zu Musik und aus der Bewegung heraus entstanden sind. Mit Live-Painting – sich von Tönen inspirieren zu lassen, die Bewegung der Körper, der Klang im Raum – befasst sich die



Bilder: pd

Künstlerin auch in ihrer neuesten Ausstellung in der gleichen Galerie: «Klanglinien-Suite Francese». J.S. Bach hat diese sechs mehrteiligen Suiten zwischen 1722 und 1725 komponiert, später wurden sie als «Französische Suiten» bezeichnet. Besonderes Merkmal ist ihre tänzerische Qualität, die Christa Giger mit höchster Konzentration und grosser Präzision umsetzt. Mit Graphit und Oelpastell hat sie zur sechsten achteiligen Suite – auf dem Piano von Simone Menozzi für sie interpretiert – auf Papier je fünf Bilder geschaffen.

Entstanden sind vierzig Blätter von zauberhafter Eindringlichkeit, voller Bewegung, scheinbar hingetupft, und nur hier und dort wird das Schwarz-Braun-Grau mit einem Hauch meist roter Farbe angereichert. Komplexität in der Einfachheit, die an japanische Zen-Malerei erinnert, Dynamik in der Statik – in diesem Spannungsbogen bewegen sich die Ergebnisse ihrer Beschäftigung und Auseinandersetzung mit Bachs Musik.

Erweitert wird diese Serie durch grossformatige Bilder. Christa Giger hat mit Fotografie (1997 erstmals ausgestellt) begonnen und ist seither in vielfältigen Schritten über Performances, Installationen, Filmanimationen, Live-Painting, Malen und Zeichnen zu ihren neuesten beeindruckenden bildnerischen Aussagen gelangt. *Richard Butz*

GALERIE DORFPLATZ MOGELSBERG.

Bis 24. Januar. Öffnungszeiten:
Fr 18–20 Uhr, Sa 11–16 Uhr,
So 11–13 Uhr oder nach
telefonischer Vereinbarung.
Mehr Infos: www.atelierernst.ch

FORWARD

In die Zukunft im Rückwärtsgang.

Pussy Galore, Boss Hog, The Jon Spencer Blues Explosion und seit vier Jahren **Heavy Trash**. Die Liste mit den Bands, in denen Jon Spencer mitspielte oder immer noch spielt, liest sich wie das Phantasie-Lineup eines Quentin-Tarantino-Open-Airs. Buddelte Spencer mit den ersten Bands – bei Boss Hog zusammen mit seiner Frau Cristina Martinez – noch im hippen New Yorker Underground, katapultierte es ihn mit seinem Trio – der Blues Explosion – in die Charts und auf die Tanzflächen; das rumpelnde Schlagzeug und die beiden treibenden Gitarren zusammen mit Spencers Gebrüll übten einen ungemeinen Sog aus. Mittlerweile wärs zwar wieder Zeit für diese Version des wärmenden und kräftigen Delta Blues à la R.L. Burnside, aber die Explosion bleibt vorerst aus. Dafür treibt Spencer sein jüngstes Projekt vorwärts.

Zusammen mit Matt Verta Ray (Madder Rose, Speedball Baby) veröffentlichte er vor vier Jahren das erste und selbstbetitelt Album von Heavy Trash. In diesem Jahr folgte mit «Midnight Soul Serenade» die dritte Platte. Locker schiessen die beiden Gitareros ihren Rockabilly-Blues aus den Hüften und stehen agil auf der Bühne wie Elvis in seinen besten Zeiten und dringlich wie der grosse schwarze Mann Johnny Cash. – Alle Projekte von Spencer bedienen sich zwar bei der guten alten Musik, aber sie nehmen sie mit in die Gegenwart und versuchen sie mit dem gebührenden Respekt neu zu verorten und vorwärts zu treiben. (js)

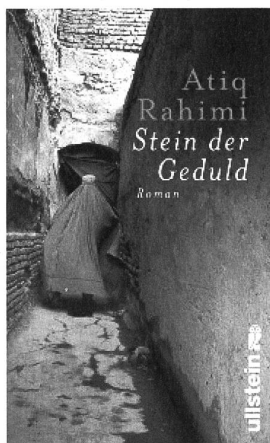
GASWERK WINTERTHUR.

Samstag, 30. Januar, 20.15 Uhr.
Mehr Infos: www.gaswerk.ch



LITERATOUR

mit LEA HÜRLIMANN

Irgendwo
in Afghanistan.

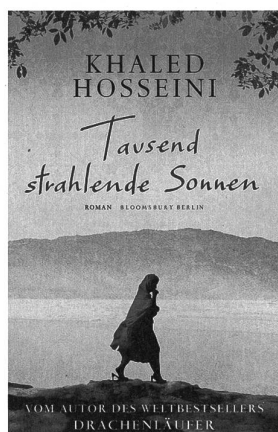
«Ich werde dir alles sagen, mein seng-e sabur, alles. Bis ich mich von meinem Leid, von meinem Unglück befreit habe, bis du ...» – Eine Frau sitzt irgendwo in Afghanistan neben der roten Matratze, auf der ihr schwer verletzter Ehemann im Koma liegt. Die ganze Geschichte spielt in diesem einen kleinen, kargen Raum. An der einen Wand hängt ein Porträtfoto des Mannes, als er noch jung war, darunter ein Handschar, ein Krummdolch. Gegenüber die Matratze mit dem Mann, ein Plastikbeutel, aus dem eine farblose Flüssigkeit durch einen Katheter in seine Armbeuge tropft, daneben ein samtenes Kissen, darauf der Koran. Die Frau betet für den Mann, wäscht ihn, füllt seinen Infusionsbeutel mit einer Salzlösung auf, gibt Tropfen in seine Augen, deren Blick sich irgendwo an den geschwärtzen modrigen Holzbalken der Decke verliert. Und sie spricht mit ihm. Erzählt alles, was sie ihm nie sagen konnte. Was die Ehe mit dem ständig kriegsbedingt abwesenden Mann für sie bedeutete, ihre Sorgen, ihre Geheimnisse. Wie dem «seng-e sabur», dem Stein der Geduld aus der afghanischen Mythologie. Der magische Stein, dem man seine ganze Not klagt, dem man alles anvertraut, was einem auf dem Herzen liegt, bis der Stein eines Tages explodiert. An diesem Tag ist man von seinem ganzen Leiden befreit. Und auch

die Frau am Krankenbett ihres Mannes erwartet eine überraschende Wendung.

ATIQ RAHIMI:
Stein der Geduld.
Ullstein Verlag, Berlin 2009.

In Kabul.

Mariam und Laila, zwei afghanische Frauen mit ganz unterschiedlichem Hintergrund, die das Schicksal verbindet, mit demselben Mann verheiratet worden zu sein. Mariam, ein uneheliches Kind, kann mit fünfzehn Jahren «froh» sein, dass der dreissig Jahre ältere Rashid sie heiratet. In Kabul, fern von zu Hause, beginnt für sie eine schreckliche Zeit mit dem gewalttätigen Ehemann, dem sie zudem keine Kinder zu gebären vermag. Laila, das Nachbarmädchen, tobt ihre ganze unbeschwerte Kindheit lang mit dem Nachbarsjungen Tarik herum, besucht die Schule, und wird vom Vater unterstützt in ihrem Wunsch, später zu studieren. Aber die Zeiten ändern sich. Die Leserin wird Zeugin der sowjetischen Besatzung Afghanistans, der «Befreiung» durch die Mudschaheddin und der Terrorherrschaft der Taliban. Als Lailas Eltern – sie ist gerade vierzehn – bei einem Bombenangriff sterben, die Brüder bereits im Kampf gegen die Sowjets gefallen sind und sie zudem erfährt, dass Tarik ums Leben



gekommen ist, bleibt ihr keine andere Wahl, als das Angebot Rashids anzunehmen und seine zweite Ehefrau zu werden. Die beiden

SLAM

Frauen, zuerst verfeindet, verbindet schon bald eine tiefe Freundschaft und die Hoffnung, gemeinsam dem häuslichen Terror zu entkommen.

«Tausend strahlende Sonnen» handelt von den ineinander verwobenen Schicksalen zweier Frauen, von Not und Unterdrückung, von einer Freundschaft, die diese Not überwindet. Und fast beiläufig wird dabei die bewegte Geschichte Afghanistans von 1959 bis 2003 erzählt.

KHALED HOSSEINI:
Tausend strahlende Sonnen.
Bloomsbury Verlag, Berlin 2007.



Ab dieser Ausgabe wird Lea Hürlmann alle drei Monate im Turnus mit Richard Butz und Florian Vetsch die Literatour verfassen. An dieser Stelle möchten wir uns auch von ihrer Vorgängerin Alice Schönenberger verabschieden und uns herzlich für die Zusammenarbeit bedanken.

Benefizpoesieprotest.

Die «Palette» ist ein Kunst- und Literaturprojekt des Konstanzer Autors und Verlegers Jürgen Weber, in dem Kultur auf der kleinen und transportablen Bühnenfläche einer genormten Europalette vor wechselndem Hintergrund präsentiert wird. Nach dem Erfolg der ersten Palette «Tanz ums Goldene Kalb» im Herbst vergangenen Jahres basiert das Konzept

auch in seiner zweiten Auflage auf der Kombination von künstlerischem Ausdruck, Inhalt und Veranstaltungsort. Die «Palette02» wird am Dreikönigstag unter dem Brückenkopf am Konstanzer Schänzle stattfinden. Der Eintritt ist frei, eine freiwillige Spende erbeten, welche zu gleichen Teilen an die Konstanzer Tafel, die Betroffenen-Initiative Konstanz sowie an die medizinische Ambulanz der AGJ-Wohnungslosenhilfe weitergegeben wird.

Es wird vermutlich arschkalt, und das ist auch gut so, denn der geplante Poetryslam wird unter dem Motto «Umsonst & Draussen» dem Thema Obdachlosigkeit und Armut gewidmet sein. Ein ernstes und akutes Thema, das den auftretenden Poeten Etrit Hasler, Lasse Samstroem und Christian Erne unter den Nägeln brennt. Jürgen Weber freut sich über das positive Feedback der Künstlerinnen und Künstler auf das Thema und auf den Abend: «Wenn hier niemand ein Platzverbot erhält, kann das ein unvergesslicher und unterhaltsamer Abend werden. Das Thema der Veranstaltung wird immer klirrend kalt um die Nasenspitze wach gehalten, und auch sonst wird garantiert keiner einschlafen». Das Motto «Umsonst & Draussen» zum Thema Obdachlosigkeit sei nicht sarkastischer als die Realität, so Weber, in Zeiten der Milliardenhilfen an Banken, Steuergeschenke für Reiche auf der einen und wachsender Armut in der Bevölkerung auf der anderen Seite.

Es wird sich lohnen, am Dreikönigsabend hinter dem Ofen hervorzukommen und bei diesem einmaligen Erlebnis gegen die Kälte dieser Zeit anzustehen oder die Poeten mit Applaus anzuheizen. Wer mitmachen möchte und Selbstverfasstes zum Thema vortragen will, kann sich noch direkt am Abend oder per Mail bei Jürgen Weber anmelden.

Matthias Brenner

**RHEINBRÜCKE AM
SCHÄNZLE KONSTANZ.**
Mittwoch, 6. Januar, 20 Uhr.
Anmeldung: weber@schriftbild.eu

PRESSWERK

von RENÉ SIEBER

PLATTE DES MONATS

Savoy Grand.

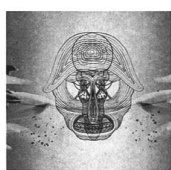


Seit Talk Talk keine Platten mehr machen, kommt wohl keine Musik mehr so schwerelos daher; mit dieser minimalistischen Brillanz und Substanz, weitab vom Mainstream. Savoy Grand sind wie die Band um Marc Hollis auch Briten, und ihre gross angelegte Instrumentalisierung mit Streichern und Bläsern als Verstärkung, lässt ein Line-Up wie zu Zeiten des Talk-Talk-Meilensteins «Laughing Stock» von 1991 vermuten. Slowcore oder die subtile Weiterentwicklung des «Quiet Is The New Loud»-Gewandes der Kings Of Convenience. Wie immer die Musik von Savoy Grand bezeichnet wird: Wenn man sich ihr bewusst in stillen Stunden hingibt, wird ein Sich-Entziehen unmöglich. «Accident Book» (Irascible) ist das vierte Album in acht Jahren. Die Wanderung auf dem Pfad ins Ausserirdische beginnt innen; das wussten schon Nick Drake und Robert Wyatt. Die feinen, wie mit dem Pinsel gemalten Klanggemälde passen zur kunstvollen Unschärfe der vier Album-Covers. Dieses Mal ist es ein Schwein in karger, wüstenähnlicher Landschaft. Oder ein erhitztes Polaroidfoto aus den Sommerferien, das erst im Winter seine volle Ausstrahlung gewinnt. Ja, weil auch ohne graue Wolken eine Menge dazu gehört, die Stimmung, die Savoy Grand erzeugen, überhaupt zu schaffen, das Ganze nicht nur «tief empfunden» zu nennen und am Ende sogar noch eine hoffnungspendende Geste zu

machen. Es ist auch traurige Musik, fürwahr, aber keine, die zu Depressionen Anlass gibt. Im kommenden Jahrzehnt wäre es ein grosses Verdienst, wenn «Accident Book» Filme untermalen würde, in denen Menschen Rassismus, Vorurteile und ungebremsten Hass vergessen haben. So eine friedliche Welt wird es nie geben, aber dafür haben wir die Popsinfonien von Savoy Grand und ihre gewaltfreie Poesie.

JUNGE MEISTER

Devendra Banhart.

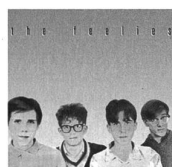


Der barfüssige Hippie mit neuerdings gestutztem Bart bekommt nicht so schnell genug vom Musikmachen. Was steckt nur hinter dem Mann mit dem indischen Namen, der im Alter von zwölf Jahren seine ersten Songs schrieb und an dessen Konzerten Seifenblasen und Marihuana-schwaden herumschweben? Auch Devendra Banharts neues Album «What Will We Be» (Warner) gibt darauf keine Antwort. Aber von seiner ungebrochenen Kreativität legt die Vielfalt der neuen Songs ein beredtes Zeugnis ab. Wie schon auf dem letzten Opus entführt er seine Fans in ein wahres Dickicht von Experimenten und Stilen. Und wer die musikalische Wanderung von den Rockys an die mexikanische Grenze, von Trinidad ins bolivianische Hochland und von Caracas bis in die argentinische Pampa mitmacht, wird nicht enttäuscht. Banhart mag nicht mehr so wild wie früher sein, aber unberechenbar bleibt der Freigeist nach wie

vor. Und er stellt alle hippiefelischen Reflexe immer noch auf die Probe. Gemeinhin wird unter Kritikern deutlich zwischen dem zupfgeigenhanseligen Frühwerk Banharts und seinen üppiger produzierten neueren Platten unterschieden. Aber ganz so weit weg von seinem Frühwerk, das an eine Kreuzung von Charles Manson, Syd Barrett und den jungen Marc Bolan erinnert, ist das alles letztlich gar nicht entfernt. Ist nicht der Song «16th & Valencia, Roxy Music» eine meinetwegen überraschende, jedoch keinesfalls unlogische Referenz an die achtziger Jahre? Sicher ein Höhepunkt dieses Albums, das über die Länge von vierzehn Songs auch ein paar schwächelnde Stellen hat. Banhart gibt in jeder Hinsicht Gas. Ob akustisch oder prall instrumentiert: Seine Musik deutet permanent auf eine Vorliebe für eine Ära hin, die Musik noch als organische, intuitive Kunst verstehen wollte.

NEU AUFGELEGTER KLASSIKER

The Feelies.

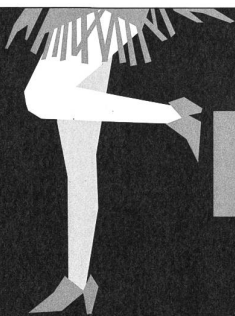


Auf der Suche nach einer neuen Radiostation hat vor bald dreissig Jahren ein kreativer Geist die Zwischengeräusche aufgenommen. Und das gleich zu Beginn, als Kunstgriff Nummer eins, sozusagen in Stein gemeisselt, gedacht für eine kleine Ewigkeit. Nach dem zögerlichen Intro, in dem sich die Perkussion verzagt räuspert und die Gitarre Dehnungsübungen macht, schiebt der erste Song eine Welle der Ekstase voran: «The Boy With The Perpe-

tual Nervousness». Hey, willkommen auf «Crazy Rhythms» (Musikvertrieb), dem sagenumwobenen Debütalbum von The Feelies! Aufgenommen wurde dieses kürzlich neu aufgelegte Meisterwerk im Jahr 1980, als der Erste Golfkrieg ausbrach, Bob Marley sein letztes Konzert spielte und Ronald Reagan Präsident der Vereinigten Staaten wurde. Es war aber auch das Jahr, in dem vier korrekt gekleidete, studentisch blickende und öffentlichkeitsscheue Musik-Nerds aus Haledon, New Jersey, nach dem ersten Verrauchen der Punk-Welle in England einen treibenden und vibrierenden Sound erfanden, der Bands wie R.E.M., My Bloody Valentine und Vampire Weekend nachhaltig beeinflussen sollte. Und zu ihren grössten Fans auch Sonic Youth und Yo La Tengo werden liess. Das verwundert nicht, denn The Feelies begeisterten mit manisch geschlagenen Akkorden, verwegenen, minimalistischen Soli und verschärften Richtungsänderungen. Eine übernervöse Intensität steckt in ihrer Musik. Herausragende Songs? Alle. Hier ist keine Niete ausfindig zu machen, und was die Jungs aus dem ohnehin schon genialen Beatles-Cover «Everybody's Got Something To Hide (Except Me And My Monkey)» machten, verdient die Höchstnote. Das «Weisse Album» lässt grüssen! Sechs Jahre später liessen The Feelies das von Peter Buck (R.E.M.) schon fast waschmaschinentauglich produzierte «The Good Earth» nachfolgen. Besser als auf ihrem Debüt wurden sie aber nimmermehr: «Crazy Rhythms» bleibt eines der fiebrigsten und eigenwilligsten Alben der gesamten Pop- und Rock-Geschichte. ♦

SIEBERS NEUJAHRS-PODESTLI:

1	 The Feelies «Crazy Rhythms» (1980)	4	 The Flaming Lips «Embryonic»	7	 Heavy Trash «Midnight Soul Serenade»
2	 Savoy Grand «Accident Book»	5	 Devendra Banhart «What Will We Be»	8	 John Abercrombie/ Ralph Towner «Sargasso Sea» (1976)
3	 Julian Casablancas «Phrazes For The Young»	6	 Atlas Sound «Logos»	9	 Kings Of Convenience «Declaration Of Dependence»



DIE HERZOGIN VON CHICAGO

VON EMMERICH KÁLMÁN

VORVERKAUF:

www.operette-sirnach.ch, Telefon +41 (0)71 966 33 66, Montag – Freitag 15.30–18.30 Uhr

Schalter Gemeindezentrum Dreitannen: ab 14.12.2009, Montag – Samstag 15.30–18.30 Uhr

9. JANUAR–27. MÄRZ 2010
GEMEINDEZENTRUM DREITANNEN
SIRNACH

In der Schweiz sind in den letzten Monaten tausende von Stellen verloren gegangen und es werden noch mehr werden. Dieser Verlust an Arbeitsplätzen ist die Folge der weltweiten Wirtschafts- und Finanzkrise, die ihrerseits Folge einer neoliberalen Politik der Profit- und Gewinnmaximierung zu Gunsten der Reichen ist. Bezahlen müssen die Zeche für diese verfehlte Politik nun alle. Eine Veranstaltung über Arbeitslosigkeit, was dagegen getan werden muss und wie alles noch viel schlimmer werden könnte, wenn wir es nicht verhindern.

Arbeitslosigkeit & Krisestoppen!

Mittwoch, 13. Januar 2010, 19.30 Uhr

Historischer Saal, Bahnhofsgebäude St. Gallen

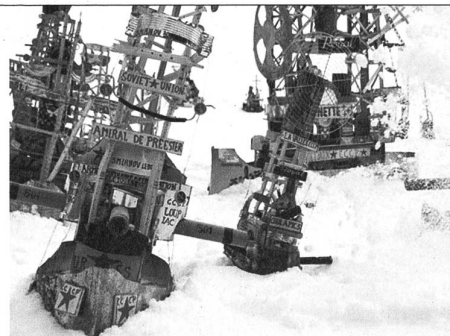
- > Wie geht der Kanton St. Gallen mit der Krise um?
Barbara Gysi, Fraktionspräsidentin SP
- > Arbeitslose sprechen über ihre Erfahrung
- > Die Schweiz muss sozial bleiben!
Paul Rechsteiner, Präsident SGB

Moderation: Peter Hartmann, Gewerkschaftssekretär SEV

Komitee gegen die Krise: JUSO, Junge Grüne, Grüne Kanton St. Gallen, PdA St. Gallen, PFG St. Gallen, SP Kanton St. Gallen, Studierendengruppe Rostfrei, Solidaritätsnetz Ostschweiz, Sozial- und Umweltforum Ostschweiz, Bildungsgemeinschaft St. Gallen, Travail.Suisse.St.Gallen, KV Ost, Kantonaler Gewerkschaftsbund, GB Stadt St. Gallen, GB Linthgebiet, AvenirSocial Ostschweiz, Bankpersonalverband Ostschweiz, comedia, Gewerkschaft Kommunikation, Unia St. Gallen-Appenzell, vpod Ostschweiz, SBK SG TG AR AI, SEV Ostschweiz, SEV-ZPV Sänktis-Bodensee

MUSEUM IM LAGERHAUS

Stiftung für schweizerische Naive Kunst und Art Brut | Davidstr. 44 | CH-9000 St. Gallen
T +41 (0)71 223 58 57 | info@museumimlagerhaus.ch | www.museumimlagerhaus.ch



François Burland, «Toys», 2008,
© Murielle Michetti, www.mumic.ch

8. Dezember 2009 bis 28. Februar 2010

Seh-Wechsel

François Burlands TOYS

und

Fotografien von Hildegard Spielhofer

Sonntag, 24. Januar 2010, 11.00 Uhr

«Portobello»

Lesung aus dem Buch «Portobello»

Nächste öffentliche Führungen

Sonntag, 10. Januar 2010 um 11.00 Uhr

Dienstag, 19. Januar 2010 um 18.00 Uhr

Sonntag, 14. Februar 2010, 15.00 Uhr

KKK – Kunst-Kaffee-Kuchen

Künstlergespräch mit François Burland und Hildegard Spielhofer

Öffnungszeiten

Di bis Fr 14.00–18.00 Uhr

Sa/So 12.00–17.00 Uhr

26.12.2009 geöffnet 12.00–17.00 Uhr

24./25. und 31.12.2009/1.1.2010 geschlossen



Weiterbildung Tanz Intensiv | 9 Wochen Vollzeitunterricht vom 2. August bis 3. Oktober 2010

Schule für Tanz und Performance Herisau

TanzRaum Mühlebühl 16a CH-9100 Herisau

071 351 34 22 schule@tanzraum.ch

www.tanzraum.ch/schule